

Lieber Gott, was soll aus Palästina werden?

Warum den Deutschen der Nahe Osten so nahe geht

Wäre es heute möglich, den Dichter August Heinrich Hoffmann von Fallersleben zu fragen, wohin der Boden der deutschen Geschichte reicht, würde er ohne lange nachzudenken antworten: Von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt. Das war mehr oder weniger die richtige Antwort zur Zeit von Fallersleben, heute fließt die Maas durch Belgien, die Memel durch Weißrussland Richtung Litauen, die Etsch durch Südtirol und der Große Belt ist die Wasserstraße zwischen den dänischen Inseln Fünen und Seeland.

Hoffmann von Fallersleben schrieb das »Lied der Deutschen« im Jahre 1841 während eines Aufenthalts auf der Insel Helgoland, die damals zu Großbritannien gehörte. Erst 50 Jahre später wurde Helgoland deutsch - im Tausch gegen Sansibar, das bis 1890 zu Deutschland gehörte. Der Boden der deutschen Geschichte würde heute noch bis Sansibar reichen, wären die deutschen Kolonialverwalter nicht so dumm gewesen, die exotische Nelkeninsel gegen einen kahlen Felsen in der Nordsee herzugeben. Bis 1918 reichte der Boden der deutschen Geschichte immerhin noch bis nach Deutsch-Südwest, heute Namibia, nach Deutsch-Ostafrika, heute Teil von Tansania, nach Kamerun und Togo.

Die deutsche Flagge wehte im 19. Jahrhundert auch im Pazifik, über dem Kaiser-Wilhelms-Land und dem Bismarck-Archipel; auch Samoa, das heutige Königreich Nauru, Palau und die Kolonie Kiautschou in China waren deutsche Vorposten. Alles in allem umfassten die deutschen Kolonien ein Gebiet von 2,3 Millionen Quadratkilometern, mehr als die vierfache Fläche des Deutschen Reichs in den Grenzen von 1914.

Heute noch könnte Deutschland territorialen Grundbesitz in der Karibik reklamieren, eine etwa 15 km lange und einen halben Kilometer breite Insel vor Kuba. 1972 kam der kubanische Revolutionsführer Fidel Castro zu einem Staatsbesuch in die DDR. Bei dieser Gelegenheit machte er der DDR ein Geschenk, eben das schmale Eiland in der Schweinebucht, das Cayo Blanco de Sur hieß und nach der Schenkung in »Ernst-Thälmann-Insel« umbenannt wurde. Drei Jahre später, 1975, reiste der DDR-Schlagersänger Frank Schöbel auf die Insel und nahm dort sein Lied »Insel im Golf von Cazzone« auf.

Im deutsch-deutschen Einigungsvertrag von 1990 wird die Ernst-Thälmann-Insel mit keinem Wort erwähnt. Man muss also annehmen: Entweder hat Fidel Castro der DDR etwas geschenkt, das ihm nicht gehörte und das er gar nicht verschenken konnte, oder die deutsche Regierung hat genau 100 Jahre nachdem sie Sansibar gegen Helgoland getauscht hatte, zum zweiten Mal leichtfertig einen Platz an der Sonne aufgegeben. Ich neige eher zu der zweiten Annahme.

Auch wenn Deutschland seit 1919 keine Kolonien mehr hat, es gibt noch immer deutsche Kolonialisten. Nicht nur große Teile von Mallorca und der Toscana sind fest in deutscher Hand. Nach Schätzungen von Experten ist der private deutsche Immobilienbesitz im Ausland größer als alle Gebiete, die Deutschland nach 1945 abtreten

musste. Was kümmert uns der Verlust von Königsberg, solange es noch freie Parzellen auf den Kanaren gibt.

Jordan - der deutsche Schicksalsfluss

Und dann gibt es noch deutsche Kolonialisten, die keinen Fuß vor ihre Tür setzen, die ohne sich zu bewegen die weitesten Reisen unternehmen. Mag der Boden der deutschen Geschichte heute im Osten an der Neiße, im Westen am Rhein, im Norden an der Ostsee und im Süden am Bodensee enden, im Südosten reicht er bis an den Jordan. Das ist der deutsche Schicksalsfluss, obwohl er eigentlich nur ein Bach, ein Rinnsal ist, schmaler als die Wupper an ihrer engsten Stelle.

Ich habe vor etwa 20 Jahren einen längeren Text mit dem Titel »Das 12. Bundesland« geschrieben. Es war vor dem Zusammenbruch der DDR, damals bestand die Bundesrepublik noch aus 11 Ländern. Das 12. Bundesland sollte Israel sein. Mein Text war eine politische Vision, die ich freilich realpolitisch begründen konnte. Es gehörte zu den politischen Ritualen jener Tage, dass jeder Redner, kaum dass er das Wort »Israel« ausgesprochen hatte, sofort von der »besonderen deutschen Verantwortung« für Israel phantasierte, die sich aus der deutschen Geschichte herleitete. Gemeint war folgendes: Der Holocaust war einer der Gründe für die Gründung Israels, vielleicht der wichtigste. Ohne den Holocaust wäre es vermutlich nie zu dem Beschluss der Vereinten Nationen im Jahre 1947 gekommen, Palästina zu teilen und einen Teil des Landes den Juden zu geben. Ohne den Zweiten Weltkrieg und den Holocaust würden die europäischen Juden noch immer friedlich in Berlin und Breslau, in Warschau und Wuppertal, in Köln und Königsberg leben.

Weil aber die Nazis den Versuch unternommen haben, die Judenfrage zu lösen und weil sie dabei gescheitert sind, musste der Judenstaat gegründet werden, zum einen als Zuflucht für die Überlebenden des Holocaust, zum anderen als Vorsorgemaßnahme gegen jeden weiteren Versuch, die Welt von den Juden zu befreien. So gesehen war nicht Theodor Herzl sondern Adolf Hitler der Mann, der das zionistische Projekt verwirklicht hatte. Man könnte auch von einer Arbeitsteilung sprechen: Herzl hatte es angestoßen, Hitler hatte es vollendet.

Überzeugte Zionisten würden an dieser Stelle aufstehen und protestieren. Sie glauben, die zionistische Bewegung hätte im Laufe der Zeit eine solche Dynamik entwickelt, dass auch ohne Hitler und den Holocaust der jüdische Staat entstanden wäre - eines Tages. Ich dagegen glaube, ohne Hitler und den Holocaust würden die Zionisten noch immer im Cafe Landtmann in Wien und bei Kranzler in Berlin sitzen und miteinander darüber diskutieren, wo sie den jüdischen Staat ausrufen möchten, in Palästina, in Birobidschan oder auf dem Mond.

Der Gedanke, dass Hitler und die Seinen zumindest einen wichtigen Beitrag zur Realisierung des zionistischen Traums geleistet haben, erfüllt einen nicht mit Heiterkeit, man kann ihn aber nicht ignorieren. Insofern war und ist an dem Gerede von der besonderen deutschen Verantwortung für Israel tatsächlich etwas dran. Deswegen habe ich vor 20 Jahren vorgeschlagen, die Bundesrepublik sollte Israel zu ihrem 12. Bundesland erklären. Beide Seiten würden von einer solchen Maßnahme profitieren. Die Israelis müssten nicht mehr zum Shoppen bis nach Berlin fliegen, es gäbe alle deutschen Markenartikel - von Jacobs-Kaffee bis Salamander-Schuhe - in Israel

zu kaufen, die Bundeswehr würde den Schutz Israels übernehmen, was die Israelis nicht nur finanziell entlasten würde, sondern auch den großen Vorteil hätte, dass die Araber sich nicht trauen würden, die Bundesrepublik militärisch anzugreifen. Da die Deutschen auch Erfahrungen mit der Integration von Flüchtlingen haben, wären sie zudem in der Lage, das Problem der palästinensischen Flüchtlinge zu lösen. Israel würde zwar seine Souveränität aufgeben und wäre dann nur noch ein »Freistaat« wie Bayern, dafür würde es aber als das 12. Bundesland der Bundesrepublik Deutschland politisch, wirtschaftlich und militärisch gut aufgehoben.

Auch die deutsche Seite würde eine Menge gewinnen. Den Zugang zum Mittelmeer, das Know-How der israelischen Software- und Computerexperten, die zu den Besten der Welt gehören, dazu all die Kultur, deren Verlust immer wieder beklagt wird, die jüdischen Schriftsteller, Erfinder und Nobelpreisträger, die Deutschland seit den 30er Jahren abhanden gekommen sind. Mehr noch: Schon Wilhelm II. wollte in Palästina ein deutsches Protektorat errichten, er sah sich in der Rolle des Beschützers der Heiligen Stätten. Und Herzl, der sich nicht vorstellen konnte, jemals Hebräisch zu lernen, wollte Deutsch als Amtssprache im Judenstaat einführen. Leider kam es anders.

Raus aus der Freundschaftsfalle!

Auch mein Vorschlag wurde überhört. Nach dem Ende der DDR waren die Deutschen mit dem Aufbau Ost beschäftigt und hatten für weitere Abenteuer keine finanziellen und mentalen Ressourcen frei.

Dennoch muss man den Eindruck gewinnen, dass sich viele Deutsche, vor allem die Angehörigen der sogenannten Intelligenz, auf eine zwanghafte, beinahe pathologische Art mit dem Nahen Osten beschäftigen. Es kommt mir vor, als würden sie abends mit dem Gedanken: »Lieber Gott, was soll aus Palästina werden?« einschlafen und morgens mit dem Gedanken aufwachen: »Erst lösen wir den Konflikt im Nahen Osten, danach gehen wir arbeiten.«

Um zu illustrieren, was ich meine, will ich Ihnen drei Beispiele geben. Es sind Fälle aus dem Mainstream, keine Geschichten vom Rand der deutschen Gesellschaft, wo die Verrückten mit Pali-Tüchern herumlaufen und Israel- und USA-Fahnen verbrennen.

Beispiel 1: In diesen Tagen ist ein neues Buch von Rupert Neudeck erschienen. Ich kenne und schätze ihn. Er hat die Cap Anamur gegründet und Tausenden von Menschen das Leben gerettet. Deswegen werde ich nie etwas Schlechtes über ihn sagen. Auch wenn er jetzt ausgetickt ist, so wie nur ein guter Deutscher austicken kann, dem im fortgeschrittenen Alter die Last der deutschen Geschichte zu viel wird. Neudeck hat ein Buch über den Nahost-Konflikt geschrieben: Es heißt: »Ich will nicht mehr schweigen.« Und darin stehen u. a. die folgenden Sätze:

Wir Deutschen sind in unserem ernstesten Bemühen, Schuld abzutragen, immer wieder in die Freundschaftsfalle Israels hineingeraten.

Freundschaft kann man nicht aus der Vergangenheit ableiten. Freundschaft muss etwas sein, das aus den Anstrengungen beider Partner heraus wächst. Die Trauer und das Entsetzen über den Holocaust ist das Eine. Aber die sklavische Unterstützung der Politik Israels ist etwas Anderes. Das Eine wird anhalten. Das Andere müs-

sen wir möglichst schnell beenden. Dazu waren mir bei meinen Reisen nach Palästina die Bücher des Philosophen Martin Buber ein Vademecum.

Wir haben die Palästinenser vergessen, haben Israels Urteil über sie angenommen, das oft das Urteil von Verachtung ist. Dieses Volk wird seit nunmehr 39 Jahren durch eine Besatzung gequält. Diese Besatzung wird auch nicht weniger grausam, wenn wir immer wieder auf Soldaten stießen, die sich dessen, was sie tun mussten, schämten.

Was man als erstes monieren muss, ist der majestätische Gebrauch des Personalpronomens ‚wir‘. Denn nicht »Wir Deutschen« sind es, die in der »Freundschaftsfalle« stecken, es ist Rupert Neudeck, dem die Trauer und das Entsetzen über den Holocaust das Leben schwer machen. Und da verschafft er sich Erleichterung, indem er auf das historische Verbrechen der Juden verweist, die seit immerhin 39 Jahren ein Volk durch eine grausame Besatzung quälen, wie ein Sadist sein Opfer, das er in den Keller gesperrt hat, damit man dessen Schreie nicht hört. Und nicht zu vergessen: 39 Jahre, das ist dreimal so lange wie das Dritte Reich gedauert hat. Neudeck versäumt es natürlich nicht, sich auf einen jüdischen Zeugen zu berufen, den Philosophen Martin Buber, mit dem er im Buch fiktive Gespräche führt. Gut, dass wir darüber gesprochen haben! Danach geht es Neudeck schon viel besser. Er fühlt sich entsklavt.

Ginge es Neudeck nur um die Palästinenser, würde er einfach deren Leben und Leiden unter der Besatzung beschreiben, aber die Palästinenser sind ihm nur Mittel zum Zweck, seine deutsche Befindlichkeit zu artikulieren, sich aus der »Freundschaftsfalle« zu befreien. Deswegen unterschlägt er, dass die Israelis nicht in die besetzten Gebiete gezogen sind, weil ihnen nach einem Ausflug zumute war, dass nach palästinensischem Verständnis die Besatzung nicht 39 sondern 57 Jahre dauert, weil es nicht um Gaza und Westbank, sondern das ganze Ding geht, das auf palästinensischen Landkarten Palästina vom Mittelmeer bis zum Jordan reicht, dass die politische Führung der Palästinenser bis jetzt jede Chance, die Besatzung wenigstens in Gaza und der Westbank zu beenden, vergeigt hat - seit dem ersten Camp-David-Abkommen zwischen Israel und Ägypten im Jahre 1978 bis heute.

All das sagt Neudeck nicht, obwohl er nicht mehr schweigen will, denn so etwas könnte sein Selbstgespräch mit Martin Buber stören. Deswegen fährt Neudeck auch nicht nach Darfour, um dort ein therapeutisches Gespräch zu führen, denn erstens reicht der Boden der deutschen Geschichte nur nach Palästina und zweitens gibt es bei den Reitermilizen keinen, der ein Vademecum benutzt, von Geschichte und Philosophie eine Ahnung hat und es mit Neudeck aufnehmen kann.

Wie gesagt, ich kenne und schätze Neudeck, und werde nichts Böses über ihn sagen. Er ist gewiss kein Antisemit, aber er hat ein Problem mit den Juden, das er abzarbeiten versucht.

Genauso wie sein alter Freund Norbert Blüm. Der war mal Minister für Arbeit und Soziales, behauptet immer noch »Die Renten sind sicher!«, was in seinem Falle sogar stimmt, weil er das 3o- bis 4o-fache dessen bekommt, womit ein Hartz-4-Empfänger auskommen muss. Aber Geld allein macht nicht glücklich, und deswegen hat auch Norbert Blüm sein Herz für die Palästinenser entdeckt - wenn er nicht gera-

de beim Karneval als ästhetische Provokation in kurzen Hosen für Lacher sorgt. Blüm hat das Vorwort zu Neudecks Buch geschrieben, und darin heißt es u. a.:

Neudeck will nicht mehr feige sein. Das ist die Antwort auf die Feigheit vieler Väter, die sich einst duckten, die Augen schlossen und sich davonmachten, als Juden in Deutschland deportiert und massakriert wurden. Der Kampf für Menschenrechte ist eine Art von Wiedergutmachung für die Verachtung der Menschenrechte, der sich Vorfahren von uns schuldig gemacht haben.

Die Täter passen auf die Opfer auf. Das sind Sätze, die jeden Therapeuten zur Rase-
rei bringen könnten.

So viel pathologische Unschuld passt auf keine Couch. Was Neudeck leistet, sagt Blüm, ist die Wiedergutmachung für die Sünden der Väter. Während die weg-
geschaut haben, was damals mit den Juden gemacht wurde, schaut Neudeck genau hin, was die Juden heute machen. Wäre Blüm schon eher auf diese Idee gekommen, hätte die Bundesrepublik eine Menge Geld sparen können. Statt »Wieder-
gutmachung« zu zahlen, hätte man einfach ein paar Sozialarbeiter und Bewährungs-
helfer nach Israel schicken sollen, um den Juden die Rückkehr in die zivilisierte Ge-
sellschaft zu erleichtern. Wir haben es hier mit einem Fall von Übermut zu tun, den
Wolfgang Pohrt mit dem Satz beschrieben hat: »Die Täter passen auf, dass ihre Op-
fer nicht rückfällig werden.« Genau darum geht es: Sich aus der »Freundschaftsfalle«
zu befreien. Das haben u. a. auch Hohmann und Möllemann versucht und sind damit
gescheitert, jeder auf seine Weise.

Das zweite Beispiel, das ich Ihnen erzählen möchte, ist von der gleichen Art, nur
noch ein wenig absurder. Sein Urheber ist ebenfalls ein Akademiker, einer, der sich
Gedanken darüber macht, wie man den Nahost-Konflikt lösen könnte.

Am 1. Juni 2004 erschien im Politik-Teil der FAZ ein Artikel (»Land gegen Land«) von
Professor Doktor Erwin Häckel, wissenschaftlicher Mitarbeiter der Deutschen Gesell-
schaft für Auswärtige Politik. Es war genau die Art von akademischer Sandkasten-
Philosophie, wie man sie sonst auf der Leserbriefseite der FAZ findet, nur länger und
detaillierter.

Ausgehend von der Erkenntnis, dass »auch Bush und Sharon es nicht fertigge-
bracht (haben), einen Ausweg aus dem scheinbar unlösbaren Palästina-Dilemma zu
finden«, bot sich Häckel als Helfer in der Not an. Als erstes müsse man »die physi-
sche Gestalt Israels als Fehlkonstruktion erkennen und zur Disposition stellen...«

Häckel hat sich viel vorgenommen. Er will sozusagen Herzl vom Kopf wieder auf die
Füße stellen. Und zwar so:

Der Weg zur Gründung eines lebensfähigen, zusammenhängenden, souveränen und
unabhängigen Palästinenserstaates führt über eine Neugründung des Judenstaates.

Und zwar in Palästina, das man nur anders als bisher portionieren müsste.

Der 400 Kilometer lange, aber durchschnittlich nur sieben Kilometer breite Land-
strich... lässt sich nicht vernünftig in Ost und West teilen, wie es seit 57 Jahren ver-

geblich versucht wird, aber sehr gut in Nord und Süd. Dazu muss nur der israelische Negev gegen das arabische Samaria getauscht werden.

Häckels »Land-gegen-Land« -Plan wäre von Vorteil für alle. Der Negev, schreibt Häckel, »ist weder ein natürlicher noch ein gottgewollter Teil Israels«, die Palästinenser aber bekämen genug »Platz für alle rückkehrwilligen Flüchtlinge«; Samaria dagegen ist für Israel »wertvoller, weil es ihm die Jordangrenze gibt. «Um den Plan zu realisieren, müsste man nur einen »Bevölkerungsaustausch« vornehmen, »die umzusiedelnde Bevölkerung auf beiden Seiten (ist) ungefähr gleich groß«, etwa 900.000 Israelis würden aus dem Negev nach Samaria ziehen und etwa 1.2 Millionen Araber aus Samaria in den Negev. Die auf beiden Seiten vorhandene Infrastruktur würde »nur den Besitzer« wechseln.

Häckel hat auch ausgerechnet, was eine solche Aktion kosten würde: »125 Milliarden Dollar oder ein Zehntel dessen, was Deutschland in den letzten fünfzehn Jahren in seinen Osten investiert hat.« Die Kosten müssten sich die USA, die EU und die Ölstaaten am Persischen Golf teilen. Ja, billiger war der Frieden noch nie zu haben.

Man kann einen solchen Plan mit zweierlei Blick lesen. Einmal als die Allmachtsphantasie eines Stubenhockers, der nicht begriffen hat, dass es im Nahen Osten um mehr als nur die Aufteilung des Kuchens geht. Zum anderen als eine Fata Morgana aus jenen Tagen, da im Berliner Reichssicherheitshauptamt größere Umsiedlungen und die Neuordnung der Ostgebiete geplant wurden. Und nur Dank der Gnade der späten Geburt wurde Prof. Dr. Erwin Häckel wissenschaftlicher Mitarbeiter der DGfAP und nicht des RSHA.

Es ist atemberaubend, wie viele Menschen in Deutschland eine umfassende Lösung des Nahostkonflikts zu ihrer Lieblingsaufgabe gemacht haben, noch bevor das Problem der Gewalt an Berliner Schulen gelöst werden konnte. Gäbe es eine Möglichkeit, die dabei entstehenden Energien zu bündeln, könnte man mit dem Output schon eine mittlere Stadt wie Koblenz erleuchten. Oder wenigstens den Wallraffplatz vor dem WDR in Köln.

Womit wir bei dem dritten Beispiel wären. Es ist eine Geschichte, die ich gerne erfunden hätte. Leider schreibt das wahre Leben die besseren Geschichten.

Hochwasser am Wallraffplatz

Am 2. 5. 2004 sendete der WDR in seinem fünften Hörfunkprogramm die »Ungehaltene Rede des Ariel Sharon«, geschrieben von dem Autor Ulrich Harbecke, der für eine halbe Stunde in die Rolle des israelischen Regierungschefs schlüpfte, um die Rede an die Israelis und Palästinenser zu halten, die jener eigentlich halten sollte, wenn er so klug und so vernünftig wie Ulrich Harbecke wäre.

Harbecke, alias Sharon, begann seine Rede mit den Worten: »Liebe Landsleute, was ich Ihnen zu sagen habe, ist schwierig und einfach zugleich. Es ist schwierig, weil es so einfach ist.«

Damit hatte er die Richtung vorgegeben, obwohl nach allen Regeln der digitalen Logik eine Aufgabe nur schwierig oder einfach sein kann, aber nicht beides zugleich. Harbecke holte weit aus.

Vor einigen Tagen las ich in einem Buch, das uns allen gemeinsam gehört und das von unserem Stammvater Abraham erzählt, von Ismael und Isaak, die beide in diesem Land ihre Heimat haben. Ich stieß auf eine erstaunliche Tatsache. Die Passagiere in Noahs Arche kamen offenbar auf engstem Raum gedeihlich miteinander aus. Der Löwe lag neben dem Lamm und unterdrückte seinen Heißhunger. Der Habicht übte sich in Null-Diät, während Mäuse und Kaninchen vor ihm spielten. Katze und Hund sahen in die andere Richtung, wenn sie einander begegneten. Sie alle hatten einen guten Grund für ihr abartiges Verhalten: Es war der gemeinsame Feind, die Flut. Wenn das Wasser steigt, werden die Nichtschwimmer friedlich. - Uns allen steht das Wasser schon am Hals.

Und wenn die Sonne hinter dem Kölner Dom untergeht, werfen auch Zwerge lange Schatten, vor allem wenn ihnen das Kölsch aus der Sion-Brauerei bis zum Hals steht. Harbecke, bislang weder als Weltenlenker noch als Krisenmanager hervorgetreten, steigerte sich von Absatz zu Absatz; etwa auf halber Strecke, nachdem er über den »Zauber des Redens« und die »Dämonie des Zerredens«, die »Kunst des Erinnerns« und die »Kunst des Vergessens«, über »Phantomschmerzen« und »Kain und Abel« räsoniert hatte, ließ er Scharon, seinen Scharon, endlich zu Potte kommen, mit einer neuen, »einer besseren Idee«, die ihm »nach langem Nachdenken« gekommen war:

Ab morgen gehört das ganze Land allen. Sie haben richtig gehört. Jeder darf siedeln und wohnen, reisen und arbeiten, wo er will. Jeder darf leben, wie er es mag, seine Feste feiern, nach seinen Rezepten kochen. Alle Wege stehen offen. Schulen und Universitäten, Betriebe und Sportvereine, Kinos und Kirchen sind zugänglich für jeden. Das Land ist kein Flickenteppich mehr, wo jeder voller Angst und Hass ein paar Quadratmeter verteidigt. Ab morgen ist es ein großer, gemeinsamer Lebensraum. Warum teilen, wenn man das Ganze haben kann? Warum sich mit Wenigem bescheiden, wenn man das Viele und Weite genießen darf? Warum angstvoll hinter Zäunen, Gräben und Mauern hocken, wenn man die kleine Zeitspanne des menschlichen Lebens in Würde, Freiheit und Freude verbringen kann? Niemand verliert etwas. Alle gewinnen. Das ist ein guter Handel, denke ich.

Der WDR-Mann steigerte sich dermaßen in seine Rolle hinein, dass ihm nicht einmal auffiel, mit welcher Leichtigkeit er das Wort »Lebensraum« benutzte, über den er verfügte, als wäre es sein Schrebergarten in Köln-Nippes. Alles sollte einfach allen gehören! Mich erinnerte das an eine Anarchisten-Demo in Reykjavik, bei der Transparente mit der Parole »Island für alle!« getragen wurden. Aber diese isländischen Anarchisten waren liebe Menschen, die etwas verteilen wollten, das ihnen gehörte, während Ulrich Harbecke nach Immobilien griff, die nicht auf seinen Namen im Grundbuch eingetragen waren. Damit nicht genug, ließ er sogar Scharon über seinen eigenen Schatten springen und um Entschuldigung für einen »furchtbaren Fehler« bitten, als er auf den Tempelberg »marschierte«, noch bevor er sein Amt als Ministerpräsident angetreten hatte:

,Ich bitte euch um Vergebung für alles, was geschah, vor allem euch, die arabischen Mitbewohner unserer wunderbaren Stadt, denn sie habe ich damals ins Herz getroffen. Immer wieder rieb ich Salz in ihre Wunden und goss Öl ins Feuer. Ich bitte um Vergebung auch meine israelischen Bürger und Wähler. Ich habe ihnen nicht zugetraut, einen Weg des Friedens zu gehen. Sie, die an einen gewaltigen und ver-

schwenderisch reichen Schöpfergott glauben, habe ich für kleinlich und geizig gehalten. Ich bitte auch diejenigen um Vergebung, die sich schon lange für den Frieden einsetzen und die ich beschimpft und verfolgt habe. Und zuletzt bitte ich mich selbst um Vergebung. Ich habe die historische Stunde nicht genutzt und schwere Schuld auf mich geladen. - Ich glaubte, für das Recht zu kämpfen und habe doch nur Rache geübt. Aber das Recht darf nur in Anspruch nehmen, wer auch bereit ist, sich dem Recht zu unterwerfen.'

Scharon macht sich auf den Weg. Und dann lässt Harbecke den israelischen Ministerpräsidenten ein zweites mal zum Tempelberg gehen, Scharon opfert sich für den Frieden. Kommt uns die Geschichte nicht bekannt vor? Hat sich nicht gleich nebenan, auf Golgatha, vor 2000 Jahren etwas Ähnliches zugetragen?

„Liebe Bürgerinnen und Bürger dieses Landes, morgen werde ich abermals den Tempelberg besteigen, aber ich werde allein sein und komme mit offenen Händen. Ich möchte den Boden küssen, weil er euch so heilig ist. Ich möchte um Vergebung bitten für die vielen Wunden und Kränkungen, die wir euch zugefügt haben. Ich weiß nicht, wie ihr mich empfangen werdet. Vielleicht wollt ihr nur Rache und keine Zukunft. Vielleicht geht euer Zorn über alle Kraft. Dann will ich lieber auf dem richtigen Weg scheitern, als auf dem falschen zu siegen. Wenn ihr mich verfolgt, möchte ich bei euch Zuflucht suchen.'"

Und wenn er sich in der Altstadt nicht verlaufen hat, dann hockt Scharon längst bei einer palästinensischen Familie, die ihm Zuflucht gewährt hat, raucht Wasserpfeife und genießt sein entschuldigtes Leben, während Ulrich Harbecke, als Scharon verkleidet, mit Mahmud Abbas über ein Ende des Konflikts verhandelt.

Diese original kölsche Mischung aus Christentum für Spätaufsteher, Kitsch und Größenwahn muss wie eine Bombe eingeschlagen haben. Die Telefonleitungen glühten, die Redaktion musste Überstunden einlegen. Auf der WDR-Homepage konnte man lesen:

Das überraschende Friedensangebot in der fiktiven Rede Ariel Scharons hat die Menschen stark berührt. Mehrere hundert Hörer, die den Beitrag auf WDR 3 und 5 verfolgten, haben sich bislang per Telefon, Post oder Mail beim Sender gemeldet, um ihre Zustimmung oder Anteilnahme zu bekunden. Seit der Beitrag von Ulrich Harbecke am 2. Mai 2004 ausgestrahlt wurde, sind bei der Redaktion 'Lebenszeichen' mehr als 300 Anfragen nach dem Manuskript eingegangen - ein absoluter Rekord. 'In den ersten Tagen stand das Telefon nicht still', sagt der zuständige Hörfunk-Redakteur Ekkehard Pohlmann-Heinze. Die ganze Woche sei er damit beschäftigt gewesen, Post zu beantworten, um Stellung zu inhaltlichen Dingen zu beziehen. Und täglich kämen weitere Reaktionen der Hörer auf seinen Tisch.

Es gab Hörer, die den Text der Sendung »jüdischen Freunden in den USA oder Israel schicken« wollten, andere boten an, das Manuskript ins Englische zu übersetzen oder die Kosten der Übersetzung ins Arabische oder Hebräische zu übernehmen. Einer schrieb:

Der Beitrag war zum Heulen und wäre wirklich die Lösung für das Kriegs-Problem.

Inzwischen hat Israel den Gaza-Streifen geräumt und bereitet weitere einseitige Schritte vor, weil es nicht warten mag, bis sich die Palästinensische Autonomiebehörde mit der Hamas, die Hamas mit der Hisbollah und die Hisbollah mit dem Jihad über die richtige Strategie gegenüber Israel geeinigt hat. Ulrich Harbecke zählt wahrscheinlich immer noch die Hörerbriefe, die bei ihm eingegangen sind, hat aber keine weitere Rede mehr geschrieben, zumindest keine, die ein so gewaltiges Echo ausgelöst hätte.

Womit haben wir es hier zu tun? Mit Stammtisch- und Sandkastenstrategen, mit lauter kleinen Albert Schweitzers, Mutter Theresas und Clausewitzens, die einen Tatbestand umso sicherer beurteilen können, je weiter weg er sich von ihrer Haustür abspielt? Rupert Neudeck mag nicht mehr schweigen, das hat er zwar noch nie getan, aber er saß ja auch noch nie in einer Freundschaftsfalle, aus der er unbedingt raus wollte, Norbert Blüm passt auf, dass die Juden nicht rückfällig werden, Professor Häckel teilt Palästina neu ein, als wäre das Land eine Torte, die er zum Eintritt in die Rente bekommen hat, und Klaus Harbecke phantasiert sich in die Rolle von Ariel Scharon hinein, um die Weltgeschichte am Zipfel zu packen. Sind es Megalomanen, Narren oder einfach Leute, die ihren Beruf verpasst haben, die besser Feldherren, Landvermesser und Beziehungsberater geworden wären?

Hoch die internationale Solidarität!

Es sind nur drei Beispiele von sehr vielen. Geben Sie einfach bei Google das Stichwort »Palästina-Initiativen« ein und Sie bekommen 90.300 Einträge. Versuchen sie es dann mit »Darfour-Initiativen«, sie bekommen 267 Einträge. Ich will hier nicht die Zahl der Opfer in dem einen Konflikt gegen die Zahl der Opfer in dem anderen Konflikt aufrechnen, aber es führt kein Weg an der Erkenntnis vorbei, dass die Aufmerksamkeit, die der Nahe Osten genießt, in keinem Verhältnis steht zur Bedeutung und Dramatik des Konflikts. Die Bedeutung und die Dramatik resultieren aus der Aufmerksamkeit, die dem Konflikt zuteil wird - nicht umgekehrt. Das Blutvergießen im Sudan, im Kongo, der Bürgerkrieg in Algerien, die Umtriebe der Terroristen in Indonesien - wenn es nur nach der Zahl der Toten und Verletzten ginge, müssten diese Geschichten jeden Tag Schlagzeilen machen. Und wenn es wirklich um die Verletzung von Menschenrechten ginge, müssten die Vertretungen der Islamischen Republik Iran jeden Tag von Tausenden von Demonstranten belagert werden.

Aber es geht weder um die Toten und die Verletzten, auch nicht um die Menschenrechte, die im Iran ihren Ausdruck u. a. darin finden, dass Hinrichtungen immer öfter durch Aufhängen statt durch Steinigen vollzogen werden, was einigen Menschenrechtlern schon als Beleg dafür dient, dass sich das Land auf dem Weg in den Fortschritt befindet. Es geht immer nur um Eines: die deutsche Befindlichkeit 60 Jahre nach dem Ende der Nazi-Zeit. Die Deutschen sollten, so hat es der Berliner Anarchist und Kommunar Dieter Kunzelmann schon Ende der 60er Jahre seinen Landsleuten empfohlen, endlich ihren »Judenknacks« überwinden. Das war sehr salopp formuliert, traf aber den Nagel auf den Kopf.

Wenn Sie wissen wollen, wie alles begann und woher die Nahost-Obsession der Deutschen kommt, empfehle ich Ihnen die Lektüre eines Buches, das in diesem Jahr erschienen ist: »Die Bombe im jüdischen Gemeindehaus« des Hamburger Politologen Wolfgang Kraushaar. Es ist die minutiöse Rekonstruktion eines lange unaufgeklärten Kriminalfalls. Ausgerechnet am 9. November 1969, dem Jahrestag der Kris-

tallnacht, wurde im Gemeindehaus der Berliner Jüdischen Gemeinde eine Bombe deponiert, die nur deswegen nicht explodierte, weil der Zünder rostig war. Inzwischen weiß man, wer das Gemeindehaus in die Luft sprengen wollte: Ein linker Aktivist mit diskreter Unterstützung des Verfassungsschutzes, der auf diese Weise den Untergrund ausforschen wollte. Es war die erste Terroraktion der Stadtguerilla, die sich nach südamerikanischem Vorbild »Tupamaros Westberlin« nannte. Das Ziel des Anschlages war mit Bedacht gewählt: Jüdische Gemeinden wurden zu Brückenköpfen des zionistischen Staates erklärt und damit für den Nahostkonflikt mit zur Rechenschaft gezogen.

Noch am Abend des missglückten Anschlages kursierte in Westberlin ein Flugblatt mit der Überschrift »Schalom und Napalm«, in dem sich die Urheber zu der Tat bekannten und ihre Motive erklärten. Das Flugblatt ist ein Dokument, das man kennen muss, wenn man heute darüber redet, was Ende der 60er Jahre in der Bundesrepublik los war und wie sich das Gedankengut der 68er in der Gesellschaft ausgebreitet hat.

In dem Flugblatt heißt es u. a., das europäische und US-Kapital habe sich »eine starke Militärbasis im Nahen Osten« errichtet. »Die als Wiedergutmachung und Entwicklungshilfe getarnten Milliarden der BRD sind in den zionistischen Verteidigungshaushalt eingeplant.« Unter dem »schuldbewussten Deckmantel der Bewältigung der faschistischen Gräueltaten gegen Juden« würde die Bundesrepublik entscheidend »an den faschistischen Gräueltaten Israels gegen die palästinensischen Araber« mithelfen.

Das Flugblatt demonstrierte, wie man mit gutem Gewissen Antifaschist und Antisemit zugleich sein kann. Man verurteilt in einem Satz die faschistischen Gräueltaten der Nazis gegen die Juden und die faschistischen Gräueltaten Israels gegen die palästinensischen Araber.

Und man bekämpft - retroaktiv - die Nazis, indem man den Zionisten in den Arm fällt - in Westberlin und überall in der Welt. Die Begründung las sich so:

Am 31. Jahrestag der faschistischen Kristallnacht wurden in Westberlin mehrere jüdische Mahnmale mit 'Schalom und Napalm' und 'El Fath' beschmiert. Im jüdischen Gemeindehaus wurde eine Brandbombe deponiert. Beide Aktionen sind nicht mehr als rechtsradikale Auswüchse zu diffamieren, sondern sie sind ein entscheidendes Bindeglied internationaler sozialistischer Solidarität. Das bisherige Verharren der Linken in theoretischer Lähmung bei der Bearbeitung des Nahostkonflikts ist Produkt des deutschen Schuldbewusstseins: 'Wir haben eben Juden vergast und müssen die Juden vor einem Völkermord bewahren.' Die neurotisch-historizistische Aufarbeitung der geschichtlichen Nicht-Berechtigung eines israelischen Staates überwindet nicht diesen hilflosen Antifaschismus. Der wahre Antifaschismus ist die einfache und klare Solidarisierung mit den kämpfenden Feddayin...

Die Mauer muss weg!

Der revolutionäre Jargon sollte nicht darüber hinweg täuschen, dass ein versuchter Mord als Ausdruck »internationaler sozialistischer Solidarität« veredelt wurde. Man wollte die »Lähmung bei der Bearbeitung des Nahostkonflikts« loswerden, ein Produkt des deutschen Schuldbewusstseins gegenüber den Juden. Es galt, die »geschichtliche Nicht-Berechtigung eines israelischen Staates« in die Tat umzusetzen.

Die Tupamaros Westberlin zogen aus, die Geschichte zu korrigieren. Dafür war der 9. November, der Jahrestag der Kristallnacht, der richtige Anlass:

Jede Feierstunde in Westberlin und in der BRD unterschlägt, dass die Kristallnacht von 1938 heute tagtäglich von den Zionisten in den besetzten Gebieten, in den Flüchtlingslagern und in den israelischen Gefängnissen wiederholt wird. Aus den vom Faschismus vertriebenen Juden sind selbst Faschisten geworden, die in Kollaboration mit dem amerikanischen Kapital das palästinensische Volk ausradieren wollen.

Sie werden jetzt vielleicht sagen: Das ist ja schrecklich, aber das war doch nur eine kleine radikale Minderheit, die niemand ernst genommen hat. Eben. Man hätte sie beizeiten ernst nehmen sollen. Denn was vor 30 Jahren am Rande der Gesellschaft im eigenen Saft kochte, das ist heute Mainstream. Der lange Marsch durch die Institutionen hat auch dazu geführt, dass marginale Positionen gesellschaftsfähig wurden. Ende der 60er Jahre wollte Dieter Kunzelmann den »Judenknacks« loswerden, um die »Lähmung bei der Bearbeitung des Nahostkonflikts« zu überwinden. Heute wollen Rupert Neudeck und Norbert Blüm aus der »Freundschaftsfalle« raus, in die sie unfreiwillig geraten sind. Und alle meinen dasselbe: Es muss endlich Schluss sein mit der historisch bedingten Befangenheit gegenüber den Juden, dem schlechten Gewissen und der verordneten Leisetreteri. Die deutschen Nahost-Debatten sind fast immer therapeutische Selbstgespräche. Wobei sie wie Placebo-Kuren funktionieren. Sie helfen nicht wirklich. Die Patienten fühlen sich eine Weile besser, doch dann kommen die Symptome zurück. Die Dosis muss erhöht werden. Je mehr sie sich bemühen, aus der »Freundschaftsfalle« herauszukommen, ihren »Judenknacks« zu überwinden, desto tiefer geraten sie hinein - wie ein Autofahrer, der Vollgas gibt, nachdem er in einer Sandkuhle stecken geblieben ist.

Vieles, das sich im Umfeld der Palästina-Initiativen abspielt, grenzt ans Absurde oder hat die Grenze zum Absurden überschritten. In Köln, z.B., einer Stadt, die sich auf ihre Toleranz viel einbildet - »Jeder Jeck ist anders« - gibt es seit Monaten auf der Domplatte eine Mahnwache.

Raten Sie mal, wogegen! Sie ahnen es: Gegen die Mauer in Palästina.

Ich habe 23 Jahre in Köln gelebt, von 1958 bis 1981, die Berliner Mauer wurde 1961 gebaut, in den 29 Jahren, von 1961 bis 1989, gab es in Köln keine einzige Demonstration oder Mahnwache gegen die Mauer. Die gibt es erst jetzt, denn diese Mauer, die Terroristen daran hindern soll, die Israelis in Handarbeit wegzubomben, die tut den Kölnern wirklich weh. So etwas ist einfach irre, es gehört in den Bereich der kollektiven Psychopathologie.

Eine Welt ohne Zionismus

Das alles hindert die Deutschen nicht daran, mit ihren beliebten Ritualen weiter zu machen. Vor kurzem wurde wieder an die Reichskristallnacht erinnert, es wurden Kränze niedergelegt und Reden gehalten. So etwas dürfe sich nie, nie mehr wiederholen, man müsse den Anfängen wehren und Toleranz praktizieren, um die Menschenwürde zu beschützen. Abgesehen davon, dass man Intoleranz praktizieren müsste, wenn man es mit dem Schutz der Menschenwürde ernst meint, ist es eine der billigsten Übungen, »Nie wieder 33!« zu rufen. Es wird kein zweites 33 geben, im

Gegensatz zu einem weit verbreiteten Sonntagsspruch wiederholt sich die Geschichte nicht. Sie geht weiter. Vergessen sie einfach die Nazis, die Kristallnacht, die Nürnberger Gesetze, die Wannsee-Konferenz, Auschwitz und den Holocaust. Denken Sie lieber jeden Tag daran, was der iranische Staatspräsident vor einigen Wochen gefordert hat: Israel soll von der Landkarte ausradiert werden. Das Ziel ist: eine »Welt ohne Zionismus«. Und falls Sie doch unbedingt nach Parallelen zu 1933 suchen - bitte sehr: Auch Hitler hat seine Absicht, die Welt von den Juden zu befreien, öffentlich kundgetan, auch er wurde lange nicht ernst genommen. Das ist die einzige Parallele zu 1933, die man beachten muss. Auf der iranischen Agenda steht nichts anderes als die Vollendung des historischen Projekts, das die Nazis angefangen haben, aber nicht zu Ende bringen konnten.

Und wie hat die deutsche Gesellschaft, die deutsche Öffentlichkeit, die an jedem neunten November den Anfängen wehrt, auf die Drohung aus Teheran reagiert? Relativ gelassen. Der iranische Botschafter wurde ins Außenamt bestellt, wo man ihm das Missfallen aussprach. Es gab keine Folgen für den »kritischen Dialog«, der mit Teheran unterhalten wird, von möglichen Sanktionen war keine Rede. Hätten die Iraner mit einer Kürzung oder Verteuerung ihrer Erdölexporte gedroht, wären die Reaktionen wahrscheinlich heftiger ausgefallen. Und die üblichen Verdächtigen aus der Appeasement-Fraktion stellten umgehend klar, wer wen bedroht. Peter Scholl-Latour sagte in einem Interview mit der BILD, jetzt wäre der Iran in Gefahr, denn die Israelis würden darauf brennen, zu einem Präventivschlag auszuholen. Udo Steinbach, Direktor des Orient-Instituts, nahm den iranischen Staatspräsidenten in Schutz: der sei noch »außenpolitisch völlig unerfahren« und habe sich im Ton vertan.

Meine Damen und Herren, ich will Ihnen diesen Abend nicht weiter verdüstern. Der November ist schon düster genug. Ich habe versucht zu erklären, woher das enorme deutsche Interesse am Nahen Osten kommt, dass es wenig mit dem Nahen Osten und viel mit Deutschland zu tun hat. Jetzt wollen Sie sicher von mir irgendeinen schlaun Satz zum Abschluss hören, irgend etwas Wärmendes und Tröstendes wie: »Die Erinnerung ist das Geheimnis der Erlösung.« Das sagt heute jeder, und wenn das Wunder von Bern bei der Fußball-WM im Jahre 1954 das Einzige ist, woran er sich erinnern mag.

Für alle übrigen Ereignisse der Geschichte gilt: Die Erinnerung ist ein Fluch. Und eine Erlösung gibt es nicht.

HMB, Haarlem 10.11.2005

Copyright © 2005 Henryk M. Broder

Quelle: <http://www.henryk-broder.de/tagebuch/palaestina.html>

Mit freundlicher Genehmigung des Autors aus www.projekt-j.ch veröffentlicht.
Sonntag, 22. Januar 2006